



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

Achtes Kapitel. Tsingtau

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Achtes Kapitel

Tsingtau

1

An der Aufschließung Chinas für den Welthandel beteiligte sich deutsche Arbeit an führender Stelle, durfte aber bei der Mandschureregierung auf kein besonderes Verständnis dafür rechnen, daß Deutschland ein freundschaftliches Interesse an der Aufrechterhaltung der chinesischen Unabhängigkeit besaß. Der Mangel eines Stützpunktes schob uns, von allem andern abgesehen, schon darum in's Hintertreffen, weil der einzige Machtfaktor, der die deutsche Arbeit schützte und auf die fremdenfeindlichen Behörden Eindruck machte, unser fliegendes Geschwader, mit Sein oder Nichtsein von den Hongkonger Docks und damit von der britischen Gnade abhing. Sollte der deutsche Handel immer mehr aufhören, ein Zwischenträger zwischen englischen und chinesischen Erzeugnissen zu sein, und deutsche Waren auf den asiatischen Markt werfen, so bedurfte er ebenso wie unser Geschwader eines eigenen Hongkongs.

Die drei mir aufgegebenen Orte waren Amoy, ein dichtbevölkertes Inselchen mit Vertragshafen nordöstlich von Hongkong, die nördlich davon gelegene öde Samsabucht und die Tschusaninseln an der östlichen Spitze Chinas bei Schanghai. Tsingtau (Kiantschou), von dem auf Grund Nichthofenscher Empfehlung früher einmal die Rede gewesen war, wurde mir als „fallen gelassen“ bezeichnet, weil es zu weit nördlich und außerhalb der großen Handelsstraße läge; auch mein Amtsvorgänger hatte 1895 Tsingtau für unbrauchbar erklärt. Außerdem wurden Auswärtiges Amt und Reichsmarineamt bei ihrer Vorliebe für Amoy durch politische Gründe bestimmt; man fürchtete nämlich russischen Einspruch gegen eine Festsetzung im Norden, während auf die Tschusaninseln ein britisches Vorkaufsrecht bestand.

Noch vor eigenem Augenschein gelangte ich durch Befragung zahlreicher Techniker und Kaufleute, sowie aus der Literatur, zu der Über-

zeugung, daß alle drei mir aufgegebenen Orte ungeeignet wären und daß für den auch hier zu spät gekommenen Deutschen, nachdem die Briten schon in den Vierziger Jahren die ganze Küste abgesehen hatten, außer Vertragshäfen und Tschusan überhaupt nur noch die ungefaßte Perle Tsingtau in Frage käme. Ein Stützpunkt mußte für die Flotte brauchbar sein, wirtschaftliches Aufblühen verheißen und eine spätere Verteidigung ermöglichen. Hauptbedingung war mir die wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit; eine rein militärische Basis zu schaffen schien mir nicht geraten.

In der Samsabucht fand ich bei späterer Ortsbesichtigung eine schmale Einfahrt, in welcher ein gefährlich starker, wirbelreicher Strom herrschte; grüne Inseln, die in der riesigen Bucht lagen, verwandelten sich bei Eintritt der Ebbe in steile Felsenzinnen. Rings war das öde Gaff von Gebirgen umgeben, die nur mit Sauntieren beschritten wurden. Wie sollte diese Fieber- und Typhusbucht je mit der Halbmillionenstadt Futschou in Wettbewerb treten können, welche nicht weitab jenseits der Berge am Minfluß den Handel aufnahm!

Die Tschusan-Inseln eigneten sich zur Verteidigung so wenig wie Samsabucht oder Amoy. Vor allem aber: sie lagen vor Schanghai ähnlich wie Helgoland vor Hamburg. Der Handel strebte an ihnen vorbei. Verwicklungen mit England waren außerdem wahrscheinlich, wenn wir darauf losgingen.

Amoy, ein englisches „Settlement“, das wegzunehmen uns kein Recht zustand, versprach wirtschaftlich geringen Nutzen. Es war noch Ausfuhrort für Kulis nach Manila; sein Leehandel im Sinken; seine für die Segelschiffe wichtige Lage zu den Monsuns durch die Dampfschiffahrt mehr und mehr entwertet; das Ganze im Rückgang.

In Tsingtau bestand die Möglichkeit Befestigungen zu schaffen. Eine geschlossene Bucht war da; das nördliche Klima von Vorteil. Das Fehlen einer Wasserstraße, eine arme überbevölkerte Provinz als Hinterland schreckten nicht ab, da überwiegende Anzeichen ungewöhnlicher Entwicklungsfähigkeit vorlagen. Alle Nachrichten wiesen in dieselbe Richtung. Kurz, ich sah mich, wenn Tsingtau nicht mit in Betracht kommen sollte, vor eine unmögliche Wahl gestellt.

Eines Tages traf ich beim Spaziergang am Tschifuer Strand den Kommandanten des „Iltis“, Kapitänleutnant Braun, meinen alten Flaggleutnant, mit dem ich elf Jahre zusammen gearbeitet hatte und der

auch noch auf der Ostseestation meine rechte Hand gewesen war. Wir waren aufeinander eingespielt und er verstand mich sofort, studierte meine Vorarbeiten und kam andern Tags an Bord mit den Worten, es wäre ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Ich freute mich über sein Urteil, das einzig maßgebende, das ich in jener Lage noch einholen konnte, und erwiderte ihm, ich würde ihm eine Order schreiben, er sollte nach Tsingtau gehen, erforschen und melden.

Er ging hinaus, wurde bei dieser Gelegenheit vom Taifun erfaßt und erkrank mit dem „Iltis“. Ich war nun genötigt, die Segelorder nach Berlin zu schicken, in welcher der Befehl für Braun zur Untersuchung der Bucht von Kiautschou enthalten war. Nun sagte ich mir, ich müßte auch einen Schritt weitergehen, und, obwohl ich bei der europäischen Konkurrenz das Aufsehen lieber nicht erregt hätte, fuhr ich selbst mit dem Flaggschiff „Kaiser“ nach Kiautschou.

Vorher traf ich in Tschifu den neuen Gesandten, Herrn von Heyking, der denselben Auftrag, wie ich, hatte, mit seiner Gemahlin; ich forderte ihn zu einer dienstlichen Besprechung unter vier Augen auf und merkte bald, daß ich damit eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, da die kluge Frau, die spätere Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“, der wichtige Mitarbeiter ihres Mannes war. Heyking berichtete, der Kaiser hätte ihm in Potsdam gesagt, nun hätte er seinen besten Gesandten und seinen besten Admiral hinausgeschickt, da würden die beiden doch wohl zu einer Perzeption kommen; worauf er denn zielen wollte? Darauf hätte Heyking erwidert: „Auf Amoy“. Ich fragte den Gesandten: „wie mochten Sie einen Ort nennen, den Sie nicht kennen?“, worauf er sagte: „Ich konnte doch Seine Majestät nicht ohne eine positive Antwort lassen.“

Darauf einigten wir uns, auf keinen bestimmten Ort ohne innere Überzeugung loszugehen, und ich setzte die Punkte, über die wir uns verständigten, schriftlich auf. Jeder sollte die Orte mit seinem Apparat untersuchen und danach wollten wir uns gemeinsam entscheiden, nachdem ich im Dezember meine Schiffe auf dem Hongkonger Dock — man mußte das Dock immer dreiviertel Jahre voraus belegen — hätte überholen lassen, um zu einer Besitzergreifung klar zu sein.

Dann untersuchte ich Tsingtau und ging von da, um den Leuten Erholung im Norden zu gewähren, nach Bladivostok. Einen alten Freund aus Fiume, den Finnen Birenus, traf ich hier als Kommandanten

des russischen Flaggschiffes wieder. Er führte mich bei Zusammenkünften stets in einsame Gegenden, was mein deutsches Begriffsvermögen zunächst nicht verstand. Als ich aber einmal Admiral Merezew, den nachmaligen Generalgouverneur der Mandschurei, bei mir hatte und Birenius als Bekannten behandelte, fragte der Admiral in sonderbarem Ton: „So, alte Bekannte?“ worauf Birenius erblaßte und sich seitdem auffallend von mir zurückhielt. Merezew mißtraute also seinem eigenen Flaggkapitän. Ein andermal hatte ich die internationale Gesellschaft und die Spitzen von Wladivostok zum Bordfest eingeladen, als ich aus Berlin die Nachricht erhielt, der Zar sei deutscher Admiral geworden. Ich klopfte ans Glas und ließ den Zaren leben; der anwesende französische Admiral und die Seinen blieben kühl, die Russen waren gezwungen, es freundlich aufzunehmen.

Merezew war ausgesprochener Franzosenfreund. Trotzdem hätte ich mich als Seeoffizier der Lächerlichkeit ausgesetzt, wenn ich im Gespräch das Bedürfnis nach einer deutschen Flottenstation nicht offen zugegeben hätte. Merezew suchte mich auf die Tschusan-Gruppe hinzulenken, von seinem Standpunkt begreiflich, denn dann würden wir hier draußen dauernd gegen England gehangen haben. Ich ermittelte zuverlässig, daß die russische Marine den Erwerb Tsingtaus erwogen, aber als für russische Bedürfnisse überflüssig, ja lästig, wieder aufgegeben hatte. Dasselbe erfuhr ich über Peking, allerdings zugleich, daß der dortige russische Gesandte, trotz dieser Ablehnung durch seine Marine, mit Ansprüchen auf Tsingtau umging.

Heyking und die Berliner Stellen fühlten fortwährend in der Richtung des geringsten Widerstandes vor, die sie bei Amoy oder Samsa vermuteten. Das Oberkommando kam sogar wieder auf die Tschusan-Inseln zurück, wofür einen Augenblick lang der Austausch von Kamerun oder Samoa erwogen wurde. Ich warnte vor einer chinesischen Wiederholung der deutsch-britischen Transvaal-Zusammenstöße, falls wir uns in der Nähe von Schanghai niederließen, und berichtete über Tsingtau als einzig in Frage kommenden Platz, falls wir an der Erwerbung eines Stützpunktes in China festhielten.

Ende November bekam ich aus Berlin den Befehl, vor Amoy zu bleiben, das Dock abzubestellen, die Ablösung bei mir zu behalten und zu einer Aktion fertig zu machen. Auf meine erstaunte Erkundigung drachtete mir Heyking zurück, Berlin hätte angefragt, ob zwischen ihm

und mir Einverständnis erzielt wäre. Er hätte geantwortet: „Ja, Amoy“; die abweisende Haltung Chinas in Eisenbahnfragen gäbe uns zum Eingreifen freie Hand.

Ich lehnte nun die Verantwortung für diese Wahl ab. Jede Aktion hätte außerdem bei ungenügender Betriebsfähigkeit der Schiffe unternommen werden müssen. Die leidlichen chinesischen Befestigungen Amoy's mit Kruppgeschützen und ein paar Tausend Mann Besatzung hätten wir wohl bezwungen; bedenklicher war die Einnahme der volkreichen Stadt; vor allem aber, wenn politische Verstimmungen mit England hinzutraten, konnte uns das Docken verweigert werden, dann hingen wir mit ausbesserungsbedürftigen Schiffen, auf denen das deutsche Ansehen in diesem Teil der Welt beruhte, hilflos in der Luft.

Tage vergingen, und endlich kam der Befehl, ich sollte nach eigenem Ermessen docken gehen. Von Amoy ist nie mehr die Rede gewesen. Mein Bericht, mit dem ich nach dem Untergang des „Itis“ die Lage hatte aufrollen müssen, war in den Streit der Meinungen zu Berlin hineingeplatzt, der Kaiser hatte einen Ortskenner zu sich befohlen, der mir Recht gab. Die technischen Ermittlungen des von mir für Tsingtau erbetenen Wasserbau-Sachverständigen sind in der Öffentlichkeit später als Ausgangspunkt der Erwerbung Kiautschous angesehen worden. Als dann zu Ende des Jahres 1897 mein Nachfolger, der Geschwaderchef v. Diederichs die deutsche Flagge dort hißte, holten die Russen ihr völkerrechtlich legendenhaftes „Recht der ersten Ankerung“ (auf welches gestützt England nicht nur Tsingtau, sondern die ganze Welt beanspruchen könnte, weil überall schon Engländer geankert hatten) hervor, nicht wohl um uns ernstliche Schwierigkeiten zu schaffen, sondern um durch möglichst hochgeschraubten diplomatischen Einspruch sich sonstige Vorteile zu erkaufen. Daß die Russen uns lieber in den englischen Spielraum südwärts verschoben hätten und unsre Festsetzung in der Nähe von Peking, wo sie damals die erste Rolle spielten, weniger gern sahen, ist begreiflich; vor der festen Haltung des Kaisers wichen sie zurück.

2

Die Form der Pachtung hatte ich mir schon in Ostasien so zurechtgelegt, daß sie möglichst wenig nach gewaltsamem Eingriff aussehend und den Chinesen erlaubte, das Gesicht zu wahren; zuletzt habe ich den Pachtvertrag in Berlin gemeinsam mit Herrn v. Holstein aufgesetzt.

Dir 13, Erinnerungen

Als Staatssekretär des Reichsmarineamts fiel mir nunmehr von 1898 ab die innere Eroberung des Neuermorbenen, die Rechtfertigung unseres Schrittes durch friedliche Kulturarbeit zu; es galt, mit mäßigem Kapitalsaufwand Werte zu wecken, deren Vorhandensein die Chinesen selbst nicht ahnten, und mit großem Zug in kleinem Rahmen zu zeigen, wozu Deutschland imstande wäre. Die sechzehn Jahre unserer Arbeit in Tsingtau, Torso geblieben und einer noch weit größeren Entwicklung, die wir vor uns hatten, für immer beraubt, haben sich der fremden Erdhälfte unverwischbar eingeprägt. Im Vergleich mit dem 55 Jahre älteren britischen Hongkong war die Entwicklung des öden Fischerortes zu einer Stadt von 60 000 Einwohnern und wichtigem Hafenplatz trotz erschwertem Wettbewerb geradezu stürmisch und doch in jeder Hinsicht gesund.

Die Größe des Gebiets war genau für unsere Bedürfnisse umschrieben. Ich empfahl, nur soviel zu nehmen, wie für künftige Befestigung und Ausbreitung der Siedlungs- und Fabrikanlagen erforderlich war. Das ganze Pachtgebiet wurde von uns enteignet. Ich hatte in Ostasien die großen Nachteile kennen gelernt, die eine schrankenlose Bodenspekulation in den dortigen europäischen „Settlements“ mit sich gebracht hatte. Eine Frage, die ja auch in der Heimat des Studiums wert ist. Wir mußten uns für Tsingtau sofort entschließen. Ich kaufte daher den Leuten das Land zum damaligen Werte ab, vielleicht auch um eine Kleinigkeit teurer, um sie zufrieden zu stellen, was in Anbetracht der vorauszusehenden Wertsteigerung keine Bedeutung hatte. Die Leute konnten vertraglich auf dem Boden bleiben, solange sie wollten und wir das Land nicht brauchten. Außerdem hatten wir noch einen erweiterten Kreis um Tsingtau, die sogenannte neutrale Zone, durch welche wir Truppen marschieren lassen konnten, sodaß wir bei den Unruhen in Schantung unsere Hand über die nächste Umgebung gehalten haben.

Daß Tsingtau nicht dem Kolonialamt unterstellt wurde, habe ich grundsätzlich durchgesetzt. Die Sache mußte, wenn sie gedeihen sollte, in einer Hand bleiben. Die Marine hatte unmittelbare militärische Interessen dort, ferner Unterkunftsnotwendigkeiten, Docks, den Hafen usw. Reibungen mit einer besonderen Kolonialverwaltungsbehörde wurden besser vermieden. Da wir die Verantwortung für den ostasiatischen Stützpunkt übernommen hatten, war ich der Ansicht, daß wir geeigneter seien, auch die wirtschaftliche Entwicklung voran-

zutreiben. In demselben Sinne freilich, wie ich in meinem Brief an Stosch die Verknüpfung aller Seeinteressen in der Hand des Reichsmarineamts nur für zeitweilig wünschenswert erklärte, bis sich diese Interessen zu voller Kraft ausgewachsen haben würden, so hielt ich es für möglich, daß auch Tsingtau, wenn es einmal „fertig“ war, sich selber von der Marine ablösen würde. Aber der Zeitpunkt dazu war noch nicht gekommen. Die Reichsbürokratie war diesem eigenen Reich der Marine nicht unbedingt freundlich gesinnt. Das Auswärtige Amt zeigte eine gewisse Eifersucht; der schleunigst nach Tsingtau gesetzte Konsul sorgte dafür, daß unser Einfluß nicht nach Schantung übergriffe.

Ich teile in wesentlichen Stücken Carl Peters' Urteil über unsere ursprüngliche Kolonialbureaucratie. Ihr anfängliches Versagen ist doppelt bedauerlich, weil der Deutsche als solcher das Zeug zum Kolonisationsfaktor in hohem Grade besitzt. Auch versteht er es, die Eingeborenen zu befriedigen. Ich erinnere daran, daß Lettow-Vorbeck bei seinem Übertritt auf portugiesisches Gebiet von den Eingeborenen als Befreier begrüßt worden ist. Unsere Kolonien hätten sich jedenfalls in mancher Hinsicht günstiger entwickelt, wenn sie anfänglich mit militärischen Heimatsbehörden vereinigt gewesen wären. Für die Marine selbst wäre das natürlich eine zu große Belastung geworden. Erst wenn einmal das Flottengesetz fertig ausgeführt war, wollte ich meinem Nachfolger die Aufgabe hinterlassen, dem Bau von Stützpunkten näher zu treten. Vom Kolonialamt wurden diese nicht beachtet, und doch waren sie Vorbedingung für die Entwicklung eines etwa notwendig werdenden Kreuzerkriegs und vor allem für die Verknüpfung des überseeischen Deutschtums. Aber was hätte man, hiervon abgesehen, z. B. für die Verteidigung von Deutsch-Ostafrika mit leichter Mühe tun können, wenn man sich im Frieden mehr darum gekümmert hätte! Die Marine hat ja auch für die anderen Kolonien Arbeit und Blut gegeben. Für Tsingtau hatten wir nun eine große Reihe von Technikern und Beamten zur Hand, die wir aus dem großen Topf der Marine nehmen und ohne weiteres dahin zurückgeben konnten, falls sie sich als ungeeignet erwiesen, während das Kolonialamt nur ein bürokratisches Kopfstück war. Wir waren imstande, den Hafen, die Stadt, die Anlagen usw. selber zu bauen. Unsere Mannschaften haben im Pachtgebiet überall gearbeitet; wir konnten die Marinewehrpflicht beibehalten und was wir an Truppen dort brauchten (ein Seebataillon) war von vornherein

den Marineverhältnissen angepaßt; wir hatten Ärzte, die schon tropengewöhnt und geübt waren, Lazarette einzurichten usw. So fühlten wir uns nicht bei jedem Schritt durch Reichsschatzamt und Reichstag geknebelt, wie es beim Reichskolonialamt der Fall gewesen wäre.

In früheren Tagen war ein starker Handel nach der Kiautschoubucht gegangen, der mit dem Versanden des Hafens eingeschlafen war. Da wir innerhalb der gegen schweren Seegang geschützten Bucht Felsenriffe zum Ausbau eines Binnenhafens benutzen konnten, wurde dieser mit verhältnismäßig geringen Kosten gebaut. Dann wurden Kaianlagen und Docks geschaffen, die wir beliebig hätten vergrößern können. Tsingtau fing an, ein Einfuhrplatz für das in China stark gebrauchte Petroleum der Sunda-Inseln zu werden. Ein großartiger Aufschwung des Ortes war allein schon durch die Schantungkohle, einen in Ostasien sehr begehrten Gegenstand gegeben. Der eigene Kohlenplatz im Schutzgebiet war von grundlegender Wichtigkeit. Gerade als der Krieg ausbrach, war für Tsingtau auch die Verhüttung der Erze gesichert, die in Poshan gegraben werden. Ich habe dies durchgesetzt, weil Tsingtau in unserer absoluten Herrschaft vor örtlichen Unruhen geschützt war. Das zu errichtende Eisenwerk mit Stahl- und Walzwerk ermöglichte die Ansiedlung von Industrieunternehmungen. Keine Eisenhütte in ganz Ostasien und Westamerika hatte ähnliche Ausichten; der Eisen- und Stahlmarkt dort wäre in unsre Hand übergegangen, und die in diesem Grad erweiterte wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands mußte unsere politische Stellung heben und auf alle übrigen deutschen Ausfuhrzweige zurückwirken.

Die Wertsteigerung Tsingtaus war auch deshalb zu erwarten, weil an der ganzen näheren Küste kein einziger natürlicher Hafen lag und die Möglichkeit einer günstigen Eisenbahnverbindung Tsingtau zur Ausgangsbucht für Peking machen mußte, ja sogar, was ich zuerst noch nicht übersah, für die Linie nach Moskau über Irkutsk, wodurch die beste Verbindung von Europa nach Ostasien nebst Australien entstand. Die Schantungbahn erschloß das vernachlässigte Hinterland Tsingtaus. Wir standen vor unbegrenzten Möglichkeiten wirtschaftlicher Blüte.

Die Aufstände in China zwangen uns, den sogenannten Boxerschuß durchzuführen, die Umwallung des Stadtgebiets in einer Länge von fünf Kilometern von Wasser zu Wasser. So vermieden wir die unmittelbare Nachbarschaft mit China und beseitigten das Eindringen der Un-

ruhen in unsre Nähe zur großen Befriedigung der reichen Chinesen, die mit Vorliebe nach Tsingtau strömten. Die Chinesen wurden im Gegensatz zu Hongkong in einem besonderen Viertel angesiedelt, ein Zugeständnis an die Europäer, das wir allerdings mit Rücksicht auf die wohlhabenden Chinesen vielleicht nicht hätten durchhalten können. Die Eingeborenen hatten bald Zutrauen zu unserer Gerichtsbarkeit; ihre Stadt, der wir in hohem Maße Selbstverwaltung ließen, blühte auf.

Das Klima war verhältnismäßig gut; es entwickelte sich ein großes Babelleben. Fieber und Typhus haben wir durch ein Wasserwerk erfolgreich bekämpft und die Seuchen, die China von Zeit zu Zeit verheeren, durch die gesundheitliche Überwachungslinie an der Boxerstellung ferngehalten. Den Gesundheitszustand verbesserten wir auch durch großzügige Aufforstungen. Unsre Bewaldungsanlagen wurden ein Beispiel für ganz China, wo man bis dahin nicht geglaubt hatte, daß man entwaldetes Land wieder aufforsten könnte. Die Chinesen hatten den Wald bis auf den letzten Halm abgekracht, und die Regenperiode legte große Wildschluchten ins Land. Auch uns gelangen die Waldungen auf dem humusentblößten Gelände im Anfang nur mit Mühe. Ihr schließlicher Erfolg ermöglichte auch andere Anpflanzungen. Dieser Waldschutz imponierte den Chinesen so, daß sie die Sache eifrig studierten. Wir legten Baumschulen an und unterwiesen die Einheimischen, mit denen wir auch hierdurch in ein immer besseres Verhältnis traten. Rings in der Gegend lehrten wir auch das Skulieren der Obstbäume, das den Chinesen noch fremd war; sie kamen in Massen, um sich die Pfropfreiser von uns zu holen; die Obstkultur Schantung nahm zu. Das erste moderne Schlachthaus Ostasiens, das wir in Tsingtau errichteten, begann uns zu Fleischexporteuren zu machen.

Wir bemühten uns, mit den Chinesenbehörden gut zu stehen; die Vernünftigen unter ihnen gelangten immer mehr zu der Überzeugung, daß die Besetzung Tsingtaus ein Segen für sie war. Die Chinesen haben uns anerkannt und sind zusehends mehr zu uns gekommen. Vielleicht weil sie selbst ein altes Kulturvolk sind, haben sie begonnen, uns höher zu stellen als die Angelsachsen. Ich bin nicht der Meinung, daß wir vor dem Kriege irgendwie an tatsächlichen Leistungen hinter den Angelsachsen zurückblieben, auch nicht in kolonisatorischer Hinsicht, nicht einmal in Afrika, wo die Verwaltung nur vielleicht etwas großzügiger hätte verfahren sollen. Ich möchte nicht annehmen, daß wir den Angelsachsen

irgendeine Weltmission zuerkennen sollten, die wir nicht selbst wahrscheinlich besser vollbracht hätten, wenn nur die materielle Grundlage geschaffen war. Der Deutsche hatte ja noch etwas vom Emporkömmling, er stand an Selbsthilfe hinter dem Angelsachsen zurück. Aber es war alles so ordentlich und gediegen bei uns, es waren trotz manchen auf den Schein und den Augenblick befohlenen Anordnungen von oben, im Ganzen Leistungen, die sich selbst durchsetzten auch auf Gebieten, welche die Engländer als ihre Domäne ansahen, wie das Kolonisieren, weil bei uns noch der deutsche Fleiß dahintersteckte.

Der Aufstieg Tsingtaus jedenfalls war ein Steeple Chase, besonders da es im progressiven Zeitmaß weiterzugehen versprach. Auch die Deutschen Chinas gewöhnten sich mehr und mehr daran, in Tsingtau zu siedeln und die Stadt als Sammlungsplatz des deutschen Wesens anzusehen.

3

Dem Auslandsdeutschtum hatte die Marine ihr Herz geschenkt, seit Stosch von Beginn seiner Tätigkeit an der Flotte das Ziel setzte, die Welt kennen zu lernen und die Deutschen in der Fremde heranzuholen. Wie hatte doch in den Zeiten unserer Machtlosigkeit deren Heimatstolz darnieder gelegen! Im Kriege von 1870 hatte im englischen Hongkong nur ein einziger Deutscher, Herr Siebs von der Firma Siemens es gewagt, sich zu seinem Vaterlande zu bekennen; die meisten hatten es mit Herrn Schwarzkopf gehalten, der sich in einen Mr. Blackhead verwandelte. Im allgemeinen hat sich, von Europa abgesehen, das Deutschtum aus eigener Kraft nur in den lateinischen Staaten Südamerikas gehalten, obwohl das so fehlerhafte v. d. Heydt'sche Reskript vom Jahre 1859 die Auswanderung gerade dorthin zugunsten Nordamerikas lahmgelegt hatte, in der Meinung, für das zukünftige Wohl der auswandernden, uns doch verloren gehenden Deutschen väterlich vorzusorgen. Als 1900 im Staatsministerium Graf Bülow vorschlug, dieses Reskript endlich zu beseitigen, sprachen sich noch damals einzelne Stimmen für seine Beibehaltung aus!

Viele Millionen Deutsche, die auswanderten, gingen uns innerlich wie äußerlich verloren und befruchteten unsre späteren schlimmsten Gegner. Ohne vergangne und gegenwärtige deutsche Arbeit hätte die Entente bei weitem nicht das geleistet, was sie uns antat; eine der bitteren Erkenntnisse unsrer Lage.

War das Aufgehen im Amerikanertum bei den Verhältnissen, die unsere Auswanderer dort antrafen, auch an sich unvermeidlich, so entsprang doch die Art und die Schnelligkeit, mit welcher das Aufgeben der eigenen Nationalität sich vollzog, unserem wenig ausgeprägten Nationalgefühl. Mit wehem Gefühl habe ich einen ungeheuren Fackelzug erlebt, den, wenn ich mich recht entsinne, 14 000 ehemalige deutsche Soldaten, alle in guten Jahren, in New York dem Prinzen Heinrich zu Ehren brachten. Wenn bei diesen Leuten gelegentlich die Frage der Nationalität berührt wurde, so war der Ausspruch geläufig: Wir denken an Deutschland als an unsre Mutter, Amerika ist aber unsre Frau, zu der müssen wir stehen. Auch noch weniger freundliche Erfahrungen konnte man drüben machen. Die ideellen Güter, welche die Heimat voraus hatte, wurden verzessen lediglich um der materiellen Vorteile des amerikanischen Lebens willen. In der Harvard-Universität führte mich einmal ein Professor aus guter deutscher Familie, der an einer heimischen Universität Privatdozent gewesen war. Er war erst vor wenigen Jahren herübergekommen, erzählte aber, daß er schon amerikanischer Bürger geworden sei. Die Art, wie er dies aussprach, berührte mich nicht angenehm, und ich benutzte eine passende Gelegenheit, um mich bei der ferneren Besichtigung einem anderen der amerikanischen Herren anzuschließen. Gegen meine Absicht muß der ehemalige Deutsche doch eine Empfindung von dem Eindruck seiner Mitteilung auf mich empfangen haben, denn er sagte zu dem mich begleitenden Seeoffizier: „Ihr Chef scheint sich gewundert zu haben, daß ich bereits amerikanischer Bürger geworden bin, aber Sie werden es verstehen, ich bin hier früher Professor geworden, als ich es in Deutschland geworden wäre, und da muß ich doch dankbar sein.“ Was der Herr von Deutschland mitgenommen hatte, spielte offenbar keine Rolle mehr. Ich führe solche Beispiele, deren ich viele in Erinnerung habe, nur an, um den Mangel an nationalem Stolz, Gesinnung und Verpflichtung zu charakterisieren, der unserem Volk verhängnisvoll anhaftet.

Bei solchen Erfahrungen und Eindrücken von deutschem Kulturdünger haben mich Feststimmungen und Denkmalsenthüllungen, die bei uns nicht fehlten, immer mehr kalt gelassen. Die zehn Millionen Nordamerikaner deutscher Abkunft haben gemäß ihrem von der Heimat mitgebrachten Nationalcharakter Deutschland zugrunde gehen lassen, ohne einen Finger zu rühren. Wie andere Rücksicht erzwingen sich die Islän-

der, und doch wird man nicht behaupten wollen, daß Irland seinen auswandernden Kindern mehr Kulturwerte mitgegeben habe als Deutschland. Mit Schmerz habe ich im Tabernakel der Mormonenstadt rings um mich schwäbeln gehört und vernehmen müssen, wie ein Missionar, der in das „Land der Heiden“ geschickt wurde, um Bekehrungen vorzunehmen, gewisse Gegenden Deutschlands als besonders fruchtbar für seine Arbeit schilderte. Indes, wenn man auch fast auf der ganzen Erde in die Lage kam, über das eigene Volk, trotz seinen großen Leistungen, trauern zu müssen, und wenn bei den Deutschen draußen häufig das persönliche Interesse allein den Ausschlag gab, während jeder Engländer fast selbstverständlich ein Agent des Foreign Office war, sobald es sich um englische Interessen handelte, so hatte man doch in der letzten Zeit vor dem Kriege angefangen, das reiche Kapital, welches wir in unseren Auslandsdeutschen besaßen, mehr auszunutzen. Mit der steigenden Kraft und Würde des Deutschen Reiches, insbesondere mit dem Aufblühen seiner Seegeltung, begann sich auch das Auslandsdeutschtum dem Blut und der Kultur nach wieder mehr als berechtigtes und verpflichtetes Glied eines großen Körpers zu fühlen.

Die Heranholung des Auslandsdeutschtums, das an sich ungünstiger über die Welt zerstreut ist, als die angelsächsische, spanische oder selbst französische Auswanderung, ist von unsern Auslandsbehörden bis kurz vor dem Krieg nur lässig betrieben worden. Es fehlte ihnen vielfach das warme Gefühl dafür, daß eine große Nation sich auch in ihren zerstreuten Gliedern nicht aufgeben darf. Ich will mir nicht das böse Wort zu eigen machen, daß manche unsrer amtlichen Auslandsvertreter das Vorhandensein von Auslandsdeutschen vorwiegend als Last empfunden haben; doch muß ich von der Marine sagen, daß sie durchschnittlich eifriger war, das Deutschtum zu binden und mit Stolz auf die Heimat zu durchdringen. Wo immer deutsche Ansätze waren, haben wir uns für Erstarfung des nationalen Zusammenhangs über See bemüht. Um die Deutschen zusammenzuhalten, waren die verschiedensten Anlässe gut. Wir sind über alle Klassenunterschiede hinweggegangen, was in Ostasien leichter war, als anderswo, weil dort die dienende Schicht unter den Deutschen fehlte. Der Gottesdienst führte uns zusammen; an Kaisers Geburtstag wurde alles eingeladen, was die deutsche Sprache spricht; an diesem Tag sah man alle möglichen Leute auf dem Schiff. Draußen bindet ja Sprache und Blut viel mehr, und die Grenzstriche

verwischen sich; die Östreicher rechneten überall zu uns, sogar die Schweizer. Auch unsere Kauffahrtei, die früher nur zu geneigt war, sich an die anderen anzuschmiegen, ist durch dieses Bestreben der Kriegsmarine nationaler geworden.

Wie das Seeoffizierskorps den Dienst am Deutschtum auffaßte, möchte ich aus einem zu meinem Geburtstag März 1914 mir vom Kommandanten des „Kaiser“ aus Südamerika zugegangenen Brief belegen.

... „Davon bin ich jedenfalls überzeugter denn je, daß ein Hinausschicken unserer Schiffe für Offiziere und Mannschaften und für die Schiffe selbst eine Notwendigkeit ist; ohne diese Maßnahme muß die Marine immer kommissiger werden — ich finde keinen anderen Ausdruck. Es spielt aber doch auch noch Größeres mit. Es gibt so viel deutsches Blut im Ausland, was festgehalten oder wieder belebt werden muß. Warum soll die Zeit nicht kommen, wo das wieder einmal durchschlägt; nicht um uns anzugliedernde Staaten zu bilden, sondern um bei der Massenbildung sich durchzusetzen und für unser Mutterland natürliche Absatzgebiete zu schaffen, ohne die wir daheim schließlich ersticken müssen. Dann können wir auch wieder auswandern lassen. Der Brasilianer kolonisiert nicht, er besitzt keine Arbeitskraft und läßt das Land leer. Die Rasse wird sich dort erst bilden, wenn das Land sich von außen füllt. Deutschtum zurückgewinnen, deutsches Blut wieder neu beleben tun aber keine Gesandtschaften und Konsulate, auch die Schulen können es nur erhalten, wo die Familie noch deutsch empfindet. Die Arbeit kann nur von uns geleistet werden, denn sie braucht eine starke patriotische Stimme und ein augenfälliges Objekt, an dem man sich begeistern kann.“

Und noch aus der tragischen Latenlosigkeit der Marine im Jahr 1915 schreibt mir derselbe:

... „Das große Werk: Deutschem Wesen und Sein in der Welt sein Recht zu verschaffen; das kann nur die Marine zum Abschluß bringen. Die nationale Kraft, die in der Heimat auf unserer Monarchie und auf unserem starken Heer beruht, sie hinauszutragen in die Welt, dazu ist die Marine geschaffen, aus diesem Gedanken ist sie für das Volk geboren. Ich höre es aus allen Briefen heraus, die ich dann und wann jetzt aus Südamerika noch erhalte: die Freude über den wachsenden deutschen Geist und über den Zusammenschluß alles Deutschen, auch da, wo er schon verloren schien. Und dann hinterher der Gedanke: wenn der Friede wieder eingezogen ist, dann sollen unsere Schiffe wiederkommen, das Band deutschen Empfindens unlösbar zu knüpfen.“

So begann Wurzeln zu fassen, was ich in die Marine hinein-
zupflanzen mich bemüht hatte, und sie kam als Pionier des Deutsch-
tums immer stärker zur Wirkung, je weniger die Flotte gezwungen
war, ihre ganze jugendliche Kraft im Heimathafen zu verbrauchen.
Als der Krieg ausgebrochen war, sah ich die unermesslichen Aussichten
unsrer Weltgeltung und damit auch unser heimisches Schicksal daran
hängen, daß wir den Krieg mit einer Stellung gegen die Angelsachsen
verließen. Die durch die Thatfache des Krieges zerstörten Auslands-
werte konnte freilich nur ein Sieg voll ersetzen. Aber auch wenn wir
der Obermacht mit Würde unterlagen und mit Ehren fielen, konnte
der deutsche Name in der Welt die Achtung bewahren. Die Zukunft
des Auslandsdeutschthums und unsrer ganzen so künstlichen und so un-
entbehrlichen Weltstellung hing davon ab, ob es die Menschen mit Stolz
erfüllen konnte, Deutsche zu sein. Nichts hatte das geschäftliche Auf-
blühen der Japaner in unserer Zeit oder der Deutschen nach 1870 tiefer
befruchtet als die bewiesene Kraft und Tapferkeit.

Die Welt hatte noch Platz für viele Deutsche, die als solche, nicht
nur als Lohnsklaven oder Überläufer fremder Rassen ihr Auskommen
fänden, so lange ihnen die Nationalehre zu teuer war, um sie zu ver-
kaufen. Ein längerer Friedenszustand, oder schließlich auch ein Kriegs-
ausgang, der uns als ganze Leute zurückließ, hätte unser Zuspät-
kommen in letzter Stunde noch ausgeglichen. Wenn wir ein wirkliches
gleichgeachtetes Weltvolk wurden, wozu die Möglichkeit vorlag, und
die Heimat dann so voll von Menschen wurde, daß wir davon abgeben
mußten, so blieben sie in der Ferne deutsch und wurden für uns ein
Zuwachs statt eines Blutverlustes.

Die wesentlich im Gesichtsfeld der europäischen Diplomatie auf-
gewachsenen Politiker, die in der Entscheidungsstunde des Deutsch-
tums die Reichschicksale lenkten, hatten die Bewegung nie gefühlt, die
durch die noch bildsame Masse des Deutschthums ging. Sie verstanden
kaum, worüber der Krieg entschied und was für uns alle, insbesondere
auch für unsre Arbeiter, daran hing, daß der deutsche Name in jedem
Winkel der Erde stieg statt sank.

4

Es wäre für uns besonders wichtig gewesen, wenn wir die deutsche
Sprache in China vorwärts gebracht hätten, eine schwierige Aufgabe,

weil sie der englischen als Geschäftssprache in manchen Beziehungen unterlegen ist. Eines der Mittel, mit denen England in der ganzen Welt seine Sprache ausgebreitet hat, sind die Seekarten. Indem England fast die ganzen Meere vermaß, erfüllte es eine große Kulturaufgabe. Im vorigen Jahrhundert fuhr im wesentlichen alles nach englischen Karten; andere gab es höchstens in örtlich engen Begrenzungen. Auch unsere Kauffahrtei war gewöhnt, mit englischen Karten zu fahren, selbst da, wo es deutsche Karten gab. Ich unternahm nun in systematischer Weise ein deutsches Weltkartenwerk herzustellen. Wir besaßen ja schon Karten von unsern Gewässern, die mit größerer Genauigkeit und Gründlichkeit als die englischen bearbeitet waren, aber sie hatten manche Eigenschaften, an welche die Schiffer nicht gewohnt waren. Ich setzte mich nun mit unserer Seemannswelt in Verbindung, stellte ihre Neigungen in allen Einzelheiten bis auf die Form und die Papierart fest, und wir kamen zuletzt zu einer Anordnung, die nicht nur genügte, sondern mit der unsere Karten die englischen übertrafen. Nun haben wir uns bemüht, zunächst die großen Strecken mit Karten zu versehen, die in die hunderte gingen, eine davon war die Fahrt von Deutschland nach Ostasien. Ich veranlaßte dies mit aus dem Grunde, um etwas für die Ausbreitung unserer Sprache und die Stärkung des Deutschtums zu tun.

Dann errichteten wir in Tsingtau eine Hochschule, von dem Grundsatz geleitet, den Chinesen kulturelle Wohltaten zu erweisen und in der Annahme, daß es sich auch wirtschaftlich bezahlte, wenn wir ihnen unsere Kultur brächten. Der Standpunkt des Idealisten, daß es unsere Aufgabe sei, Bildung zu verbreiten, war mir nicht fremd, aber dabei meine eigentliche Begründung doch, uns selbst durch solche Vertiefung unserer Arbeit vermehrte Resonanzböden im fernen Osten zu schaffen. Die Hochschule wurde unterbaut durch eine Mittelschule für Chinesen. Wir mußten schnell beginnen, weil sonst die Engländer ansingen, uns Wettbewerb zu machen. Deswegen entschieden wir uns rasch und sprangen in die Hochschule hinein, ohne daß der Unterbau soweit war, daß die Schüler genügend vorgebildet schienen. Das war aber Nebensache, wir mußten voran. Nicht das Auswärtige Amt, sondern der von mir beauftragte Chinakenner Professor Otto Franke führte im wesentlichen die Verhandlungen mit der Pekingener Regierung und vereinbarte in vorbildlicher Weise, daß bei unsern Prüfungen chinesische Regierungsbevollmächtigte sich beteiligten; damit bekamen unsere Prüflinge das

Recht auf Anstellung in China, als ob sie eine staatliche Prüfung gemacht hätten. Wir würden auf diese Weise einen Strom junger Leute nach China gelenkt haben, die vollständig deutsch sprachen, unsere Einrichtungen kannten und an unsere Erzeugnisse gewöhnt waren. Die ärztliche Wissenschaft pflegten wir besonders, da ihre konkurrenzlose Höhe sie zu nationalem Pionierdienst für Deutschland wie wenigstens andere befähigt.

Für den deutschen Einfuhrhandel wurde unsere Kolonie mehr und mehr zum Stapelplatz. Wir begannen, eine Musterausstellung deutscher Erzeugnisse zu errichten, eine Reklame ersten Ranges, die wir in einer englischen Siedlung nie hätten errichten können. An der Schwelle Chinas stehend gewährten wir Einblick in unsere eigenen wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen, achteten dabei die Eigenart des Landes, nahmen und erwiesen Gastfreundschaft und erwiderten als „königlicher Kaufmann“ Vertrauen mit Vertrauen. Von Jahr zu Jahr gewann das Deutschtum in dem riesigen Reich festeren Boden.

5

Wir haben alles gehabt, nur nicht eine Politik, welche uns ermöglichte, diese Probe auf deutsche Bewährung zu einer dauernden Position zu gestalten. Ich habe Tsingtau seit 1896 nicht wiedergesehen, doch soviel Sorgen und Liebe hineingebaut, daß sein Verlust mich wie ein körperlicher Schmerz berührte. Mit nur etwa 3—4000 Mann Besatzung war der Ort, so wie wir ihn befestigt hatten, gegen Chinesen unbegrenzt, gegen Franzosen, Russen, auch gegen Engländer lange Zeit zu halten. Gegen den Angriff einer japanischen Armee hätten wir auch mit großen Geldmitteln keine Festung bauen können. Gegen die ganze Welt vollends kann man überhaupt nichts behaupten; dafür ist kein Kraut gewachsen.

Der Gedanke, uns einen starken Stützpunkt in Ostasien zu schaffen, nach dem die Deutschen gravitieren konnten, war richtig; aber die Vorbedingung war, daß wir uns mit Japan gut stellten. Trotz unserm Einspruch gegen den Frieden von Schimonoseki 1895 war kein Schatten zwischen uns und Japan gefährlich, solange Rußland uns gewissermaßen in die neutrale Zone rückte. Auch nach dem Zusammenbruch der russischen Ostasienpolitik im Jahre 1905 lag für eine rechtverständene japanische Politik kein Anlaß vor, uns aus China wegzuwünschen. Wir

hätten aber nach 1905 alles tun müssen, um den Fehler von Schimonoseki wieder gutzumachen¹⁾.

Soweit ich nach der Richtung hin Einfluß hatte, der ja gering war, habe ich stets für ein gutes Einvernehmen mit Tokio gewirkt. Meines Wissens hat die deutsche Regierung keinen ernststen Versuch unternommen, Zusicherungen von Japan, z. B. hinsichtlich der Neutralisierung Ostasiens, zu erhalten. Über das japanische Ultimatum war ich nicht eigentlich überrascht. Ich nahm jedoch an, daß Japan eigentlich wegen des schweren Gegensatzes zu Amerika, der früher oder später akut werden muß, unsre Anwesenheit in China wünschen müßte. Da meinem Wunsch gemäß Tsingtau von Anfang an als Freihafen erklärt wurde, im Gedanken, daß wir dabei als Besitzer selbst niemals zu kurz kommen würden, machte Japan dort keine schlechten Geschäfte; das einzige, was bei diesem freien Handel ihm unsere Gegenwart ernstlich verleiden konnte, war sein Hunger nach Kohle.

Am 15. August 1914 traf das japanische Ultimatum ein, dessen schroffer Wortlaut sehr ähnlich demjenigen unserer Schimonosekinote von 1895 gewesen sein soll. Bethmann neigte auf den Rat unseres Botschafters in Tokio, des Grafen Rex, dazu, das Ultimatum anzunehmen. Ich setzte die Nichtbeantwortung durch. Gingen wir mit kampfloser Übergabe aus Tsingtau, so verloren wir es unter allen Umständen; das Bündnis mit Japan, auf das wir hinstreben mußten, war aber nur denkbar, wenn wir zuvor in Ostasien unsere Ehre wahrten. Auch jetzt noch wird es uns zustatten kommen, daß wir bei dem doch nicht aufzuhaltenden Ende unseres chinesischen Kolonialversuches die „Pflichterfüllung bis zum Äußersten“ hochgehalten haben. Die bedingungslose Übergabe hätte damals die Stimmung in unserem nationalen Daseinskampf schwer niedergedrückt. Japan als Feind hat uns nicht mehr geschadet, als die Hinnahme der Beleidigung geschadet hätte. Außerdem konnte im August 1914 noch niemand sagen, wie lange der Krieg dauern würde; die Armee urteilte damals zuversichtlich in ihrem Siegeslauf. Die Möglichkeit, Tsingtau bis zu einem vielleicht nahen Kriegsende zu halten, mußten wir mitnehmen. Ein Versuch, Tsingtau an Amerika zu geben, etwa im Umtausch mit den Philippinen, mußte notwendig scheitern.

¹⁾ Kap. 14.

Wir hatten die Vorerstellung militärisch zu einer geschlossenen Umwallung ausgebaut, die nur einige Infanteriewerke, Gräben und Drahtverhaue umfaßte, und die Seefront mit ein paar Krupp'schen Kanonen, die wir von den Takuforts umsonst bekommen hatten, gegen Aufständische bestückt. Die letzte Granate war verschossen, als Tsingtau sich ergab. Wie dreißigtausend Feinde den Generalsturm eröffneten, der mit Artillerie nicht mehr abgewehrt werden konnte, handelte es sich nur noch darum, ob der Nest unserer Besatzung sich von den Anlaufenden in der nichtumwallten Stadt totschlagen lassen sollte. Da hat der Gouverneur richtig gehandelt, zu kapitulieren. In den eroberten Straßen suchten die Japaner noch lange nach den vermuteten zwölftausend Deutschen. Es waren zweitausend gewesen, dazu vielleicht anderthalbtausend Wehrpflichtige und Freiwillige, die aus der deutschen Beamten- und Kaufmannschaft aller Siedelungen Chinas in Treuen herangeströmt waren.